



Das alte Wil auf seinem „Goldenen Boden“

Von Karl Steiger
WIL

Das alte Wil auf seinem „Goldenen Boden“



Von schweizerischen Städten und Städtchen ist es nicht zuletzt das freundliche Wil, das in seiner Altstadt ein gutes Stück geschichtlicher Vergangenheit verkörpert. Gar trutzig sitzt diese Altstadt auf ragendem Hügel und grüsst mit ihren Türmen und Giebeln hinauf zum mächtigen Säntis und den zackigen Churfürsten. Die «Aebtestadt» wird Wil gemeinhin genannt, weil es durch Jahrhunderte dem «lieben Husvater Sankt Gall» zu Eigen war in der Hand der Fürstbäbte von St. Gallen. Es hat aber diesem seinem Namen auch Ehre gemacht durch den weiteren Umstand, dass aus seiner Bürgerschaft gegen vierzig Aebte und Aebtissinnen schweizerischer Stifte hervorgegangen sind. Wohl hat sich zu seinen Füßen neuzeitliches Leben in Handel, Verkehr und Industrie angesiedelt, aber gerade dadurch tritt der Charakter des Alten und Geschichtlichgewordenen der oberen Stadtteile umso augenfälliger in die Erscheinung.

Sein «Goldener Boden» ist das Idealbild eines geschlossenen Stadtplatzes. Da trutz auf höchstem Punkte der alte «H o f», wahrhaft «ain vestes Hus» der Aebte. Mit wuchtigen Fundamenten krallt es sich gleichsam in den steinigen Grund, als ob es von da für

eine Ewigkeit nicht mehr weichen wollte. Und wenn man in seinem Innern zum First aufsteigt, so schaut man in seinem Dachgebälke einen ganzen Wald von Stämmen und Sparren. Das Giebeltürmchen, das einst darauf sass, ist vor Jahrzehnten entfernt worden. Wie dieses Haus so stark und massig dasteht, bringt es so recht die Geistesart wie auch die machtvolle äussere Erscheinung seines Erbauers, des gewaltigen Abtes Ulrich Rös ch (1457—1491) zum Ausdruck, der mit unbeugsamer Tatkraft alle verschleuderte und verlorene Rechtsame wieder zu des Stiftes Händen brachte. Hier in diesen Mauern haben zuzeiten die Fürstäbte hausgehalten, mit Vorliebe dann, wenn droben ums Kloster an der Steinach scharfe politische Winde wehten. Da sassen sie dann gerne in der Mitte ihrer «getreuen Bürger von Wil», obzwar auch mit diesen manch Sträusschen auszufechten war um wirkliche oder vermeinte «Rechte und Privilegien». So war denn der «Hof» den Aebten ein rechter Eckstein ihrer souveränen Herrschaft, die da ostwärts hinaufreichte bis zum Gestade des Bodensees und südwärts über's Toggenburg bis zu den Höhen der Churfürsten.

Dem «Hof» schliesst sich zur Linken an das Gerichts-Haus, das mit seiner kunstreich getäfelten weiten «Herrenstube» und ihrer Runde hochlehniger Gerichtsherrenstühle aus farbenleuchtenden kostbaren Schilden und Scheiben gar stattlich auf den Platz herniederschaut. Wohl ist sein farbiges Aussengewand unter lustigem Giebel etwas zu reich und zu bunt geworden; aber das ist gerade gut, denn der Ort ist seit alter Zeit der Kinderschreck, weil unter seinem Dache

manch eisern Gitterlein für grosse und kleine Bösewichte herunterdroht. Der Neuzeit barmherzige Liebe hat aber auch diesen armen Schelmen ihr Losament wohnlicher gemacht und lässt sie nun in grösseren Stuben bei den Errungenschaften wohliger Zentralheizung und galvano-blinkenden Zimmergeräts weniger hart «schmachten».

Gleich daneben sehen wir das Haus des Vierorten-Hauptmanns. Seine Front zierten vor Jahrzehnten noch 2 zierliche Statuetten mit Schild u. Wehr, wohl als Sinnbild der Amtsgewalt seines Bewohners. Denn dieser Hauptmann als Repräsentant und Stellvertreter der vier stiftischen Schirmorte Luzern, Zürich, Schwyz und Glarus war eine nicht unwichtige Persönlichkeit in und um Wil. Seine Aufgabe bestand seit dem Jahre 1451 in der eidlichen Verpflichtung, den Nutzen des Stiftes St. Gallen zu fördern und den Abt, wenn nötig, mit kriegerischen Mitteln seiner Herren Mandanten im Besitze seines Landes und seiner Leute, in der Handhabung der hohen und niederen Gerichtsbarkeit und aller anderen Rechtsame gegen Uebergriffe jeder Art zu schützen. Ob dieser Pflicht wohl auch jener Zürcher Hauptmann Jakob Frei nachgekommen, der nach abgelaufener Amtsdauer dem Auftritt seines Amts-Nachfolgers von Luzern sich widerrechtlich widersetzte und ebenso mit Gewaltmitteln der Glaubens-Neuerung den Weg bahnte in die Aebtestadt, bei seinem endlichen Abzug aber den Hof bis auf die nackten Mauern ausgeplündert zurückliess?

Und weiter reiht sich dann die lange Zeile der Bürgerhäuser, alle mit untergebauten luftigen Bogengängen. Wohl weisen

diese nicht die Stattlichkeit der ähnlich getarteten «Lauben» im alten Bern auf, aber der grimme Bär im Stadtwappen Wils hatte ja auch nicht die grossgriffige Tatze seines Bernerkollegen. Auch nicht Einheitlichkeit weisen Wils Laubengänge auf, denn neben starkausladenden Rundbogen auf wuchtigen Steinsäulen begegnen uns Architrave in einfachen Formen auf zierlichen Säulen in Holz, und dahinter auch manch feingeschnitztes Haustor mit schwerem, glänzenden Messingklopfer, dessen Klang einst hineindröhnte ins hinterste Gelass. Hier in diesen Arkaden hat in den Jahren der Glaubensspaltung die zürcherische Besatzung kampiert, und in gleicher Weise wieder nach dem Zwölferkrieg, diesmal mit und neben der bernischen Miliz.

Beim Rathaus in Stadtmittle, einem stattlichen Patrizierhause in edelsten Formen, dürfen wir den eigentlichen Stadtplatz als abgeschlossen betrachten, da von hier weg mehr die gedrängte Gasse beginnt. -

Wir kehren wieder zurück zu unserem Ausgangspunkte, dem Hof, um auch seine rechtsseitigen Nachbarn zu würdigen. Da haben wir zunächst die einstige Statthaltere, ein hohes luftiges Haus mit vorgelegter Terrasse, die vordem geschmückt war mit den grossen sinnbildlichen Statuen der vier Jahreszeiten. Hier sass und regierte durch die Jahrhunderte der Herr Statthalter, ein Klosterherr von St. Gallen und gewaltiger Mann in Wil-Stadt und Wil-Land bis hinauf zu den Thurkrümmungen vor Bischofszell. Als Stellvertreter des Fürsten vereinte er in seiner Hand die höchsten richterlichen und Verwaltungsbefugnisse im untern- oder Wiler Amt und aller Verkehr mit dem Landesherrn

vollzog sich durch seine Hand und Vermittlung.

Was ging und lief durch Stadt und Land, das konnte er von diesem seinem Sitze aus am besten übersehen, denn gleich neben der Statthaltere steht das Obere Tor, heute Wils noch einzig verbliebenes Tor und immer noch der einzige Zugang zur Oberstadt vom «Fürstenlande» her. Ueber seinem wuchtigen Bogen prangten einst nebeneinander in Eintracht das Stadt- und das Landeswappen. Sie sind heute verschwunden, diese machtbewussten Hoheitszeichen, und nur ein Treppengiebel ist noch der Alterszeuge des einst wohlbewachten Bauwerks.

Umso stattlicher präsentiert sich querüber das sogenannte Baronen-Haus, eine Baute vom Jahre 1795 in vornehmem Palaststil. Die reiche Ostfassade, deren schöne Freitreppe leider später verstümmelt wurde, ist zwar dem Stadtplatz abgekehrt, dafür aber schaut die Längsfront gar vornehm herunter. Auf langer Flucht zierlicher Gewölbe-Rundbogen, die auf wuchtigen Steinsäulen ruhen, strebt der dreistöckige Bau zur Höhe und endet in einem massigen Turmaufsatz, der da weit hinausschaut über Stadt und Land. Die langen Fensterreihen des Hauses tragen unter'm ersten Stockwerk farbigen Girlandenschmuck, während die beiden oberen Stockwerke in ebenfalls farbiger Grund- und Giebelrahmung die Medaillonsbilder römischer Kaiser zeigen. Wir fragen nach dem Erbauer dieses vornehmen Hauses. Herr Josef Pankraz von Gruebler hat er geheissen, aus altem Wiler-Geschlecht, und war Geheimer Rat des Fürststades und

Reichsvogt zu Wil. Noch steht draussen auf dem Friedhof zu St. Peter sein und seiner Gemahlin Anna Theresia Baronin von Bayer wirklich künstlerisch gestaltetes Grabmal. Das Amt des Reichsvogtes aber bestand darin, dass derselbe an Stelle und im Namen des geistlichen Landesherrn die hohe Gerichtsbarkeit, den sogenannten Blutbann, ausübte. So waren denn diese Reichsvögte recht hochmögende Männer, wie ja auch einer von ihnen, Herr Hans Jörg Renner, das Kapuzinerkloster zu Wil gestiftet hat.

An diesen vornehmen Nachbar sodann reiht sich das alte Gasthaus z. Anker. Hier sehen wir über noch mächtiger ausladenden Bogen prächtige gotische Fensterstürze über durchlaufenden ornamentalen Friesen, und als Krönung eine kriegerische Heldenfigur. Gar stark wirkt der Kontrast zum modernisierenden Stil des beschriebenen Nachbarhauses. Am Hause zum Anker, das zum Marktplatz abschliesst, schauen wir noch eine beachtenswerte bauliche Seltsamkeit, indem nämlich die äusserste Säule zu einer Doppelsäule von ungleicher Struktur und Dicke gestaltet ist. Diese Sonderbarkeit hat ihre besondere Geschichte und mit dieser Geschichte kommen wir zum grossen Manko oder sagen wir dreist — zur grossen Todsünde in Wils Baugeschichte.

Hier stand nämlich vom Jahre 1505 ab das Rathaus der Stadt, in edelsten gotischen Formen, wie heute nicht manches mehr schöner steht in schweizerischen Städten. Es ist uns nur im Bilde erhalten und dieses zeigt wieder über feiner Bogenhalle reichstilisierte Fenster, umrahmt und überhöht von farbiger Ornamentierung und religiösem

Bildschmuck im Giebelfelde, einer thronenden Madonna. So stand dieses Rathaus durch Jahrhunderte — ein freudiges Schauen für jeden, der über den «Goldenen Boden» wandelte. Da, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entdeckte einer von denen, die das Gras wachsen hören — vielleicht war es gar der Stadthaumeister selber — dass das Haus in allen Teilen baufällig sei und vor dem Einsturz stehe. Der städtische Rat schenkte der bösen Einflüsterung Gehör und kam zu dem Beschlusse, das herrliche Bauwerk schleunigst dem Erdboden gleichzumachen. «Oh dies ater», wie der alte Römer sagte, o wahrhaft schwarzer Tag für Wil! Und so hob denn im Jahre 1854 ein blindwütiges Zerstören an. Aber siehe, der alte Bau selber protestierte dagegen und verteidigte sein Hausrecht auf's äusserste. Der zerstörenden Spitzhaue setzten seine «baufälligen» Mauern und Wände einen solchen Widerstand entgegen, dass es fast unmöglich schien, zum Ziele zu gelangen, und man zuletzt Pulver und Blei zu Hilfe nehmen musste. Des Widerstandes müde, fand man es schliesslich gar für besser, die ganze Ostwand einfach stehen zu lassen, so dass diese nun mit der zugehörigen Säule einen Teil des Hauses zum Anker bildet. Dass durch diesen Abbruch des Rathauses der anschliessende Marktplatz eine Erweiterung erfahren konnte, ist ein schwacher Trost für das Verschwinden jenes baulichen Juwels. Fast mehr noch möchte der Umstand zu bewerten sein, dass nunmehr über die klaffende Lücke hinweg der alte und heute widerstandene St. Niklasturm, der treue Hochwächter über Stadt und Land, einen Ausblick hat auf das

Kribbeln und Krabbeln der Menschlein drunten auf dem Hofplatz, deren Vorfahren solchen Schildbürgerstreich vollbrachten.

Wir haben schliesslich noch eines weiteren schönen Bauwerkes zu gedenken. Es ist dies der prächtige Stadtbrunnen auf dem Platze. Seit dem Jahre 1597 sprudelt er aus vier Bärenrachen munteren Quell in's umfangreiche Steinbecken. Aus seiner Mitte aber strebt eine feingearbeitete Steinsäule zu ansehnlicher Höhe empor und trägt auf schönem Kapitell das machtvolle Standbild des einen Stadtpatrons St. Pankratius. Sein heiliger Leib, in glänzende Silberrüstung gefasst, gehört mit zum reichen Schatze der Stadtkirche zu St. Nikolaus. Gar lieblich ist's zu schauen, wenn zur Sommerszeit ein reicher Blumenflor zu Füßen des heiligen Brunnenbildes spriesst und blüht. - -

Ach, der gute alte Stadtbrunnen, er wüsste aus seinem bald dritthalb Jahrhundert langen Dasein von manchen leisen und lauten Geheimnissen zu erzählen, die ihm einst von zungenfertigen, wasserschöpfenden Frauen und Mägdlein zugetragen worden. Er wüsste aber auch zu plaudern von einem Gersauerstreiche, der zwar nicht heranreicht an die Tragik der Rathauszerstörung, glücklicherweise aber Geheimnis geblieben ist bis zur Stunde. Soll er's heute verraten, das lang gehütete Geheimnis und so noch zum Schwätzer werden in seinen alten Tagen? Nun er mag's wagen, denn Schimpf und Schelte, die ihn darob vielleicht treffen, werden machtlos abprallen von seinem unverwundbaren steinernen Herzen.

Die Geschichte stammt aus dem Jahre 1803, ist also kein wohlerfundenes Märlein,

sie stützt sich vielmehr in Hauptzügen auf einen schriftlichen Bericht des damaligen Stadtbaumeisters Riggenschwiler. Da hatten nämlich Schultheiss und Rat — es waren die letzten dieses Zeichens und Namens — den Beschluss gefasst, es sei wegen starkem Rückgang des Fischbestandes im grossen Stadtweiher für entsprechenden Nachwuchs zu sorgen. So zogen denn die Stadt- und Spital knechte aus nach den Weiern zu Tufertswil, Hasenloo und Dreibrunnen, um laut geschehener Abrede Jungfische zu holen. Und sie kehrten spät abends zurück mit wohlgefüllten Bütten und Eimern. Der Stadtbaumeister gibt die Zahl der gewonnenen Fische auf über 1200 Stück an. Weil es aber schon Mondscheinszeit war, diente es den Knechten nicht, noch zum Weiher hinunter zu laufen und sie leerten ihre ganze reiche Beute kurzerhand eben in unsern grossen Stadtbrunnen, um ihr Werk dann am Frühmorgen zu vollenden. Wie sie dann aber in der Morgenfrühe wieder kamen, welch ein erschreckender Anblick! Wohl die Hälfte der Fischlein schwamm auf dem Rücken — grausige Todesopfer der Enge des Raumes und der Knappheit des Wassers. Was nun tun in dem leidigen Falle? Schnell, bevor die Stadt erwache und das neugierige Jungvolk herbeilaufe als unwillkommener Zeuge des betrüblichen Falles, warfen sie die toten Fischlein in die Bütten und trugen sie schleunigst zum reissenden Krebsbach, damit der sie forttrage noch vor Tageshelle. Unterdessen aber sahen die zwei zurückgebliebenen Knechte, dass der Fischsterb weiterging. Da nun aber die Bütten weg waren, sprangen sie eiligst zum nahen Waaghaus um Körbe und

Zainen. Darein warfen sie die noch lebenden Fischlein — um zu retten, was noch zu retten war — und trugen sie im Sturmschritt zum grossen Weier. Wie sie aber dort ankamen, da zählte auch dieser Rest des Fanges nicht mehr zu den Lebenden. Sie hatten das Festland nicht vertragen. Was blieb anderes übrig, als auch diese Todesbeute den toten Brüdern im Krebsbach nachzusenden? Die schlauen Knechte aber gaben einander das Wort, sie wollten dem Stadtbaumeister und andern Frägern sagen, Werk und Auftrag seien wohlerfüllt! Wer wollte ihnen das Gegenteil beweisen? —

Das Jahr ging vorüber und es kam wieder einer jener grossen Tage, da der wohllobliche Rat sein «Herrenmahl» halten wollte u. weil Fastenzeit war, gedachten sie diesmal festliches Fischessen zu halten, aus den eigenen so reichen Beständen im ja reichlich erneuerten grossen Weier! Die wissenden Knechte aber sollten nun ebendahin fischen gehen. Da sprang der klügste und flinkste aus ihnen eiligst zum äbtischen Fischmeister im «Hof», der im kühlen Trog immer leckeren Fisch für die Tafel schwimmen hatte. Dem handelte er unter dem Siegel der Verschwiegenheit ein halbes Dutzend fetter Hechte ab. Die trugen die braven Knechte nun in's Rathaus und sprachen mit leidvollen Mienen: «Herren Schultheiss und Räte, die halbe Nacht haben wir gefischt, aber kein Schwanz einer schönen Barbe oder Schleie oder gar eines fetten Karpfens ist uns zu Gesichte gekommen! Einzig diese paar Hechte sind uns ins Netz gegangen. Es ist nun offenbar, dass diese vertrackten Hechte, diese Fischräuber, unsern ganzen schönen Bestand

zusammengefressen haben!» «Kann nicht anders sein, meinte darauf der weise Schultheiss, aber auf welchem Wege sind denn diese Räuber in unser Fischrevier gekommen?» Die Knechte taten unwissend und trollten mit scheinheiligen Mienen von dannen. Der löbliche Rat aber beschloss, sich an das zu halten, was nun vorhanden war, das heisst, eben einen Hechtschmaus zu halten, was ja auch nicht zu verachten sei. Und unter der Parole: Krieg! Krieg bis auf's Messer den frechen Hechten, die so wider alle unsere Beschlüsse und Protokolle bei uns eingeschlichen und an unsern wohlgehegten bürgerlichen Fischen zu Räubern und Mördern geworden sind! sind sie dann, Schultheiss und Räte, zum Vertilgungskriege mit Messer und Gabel zu festlicher Tafel hingesessen und ihre Mordlust war erst befriedigt, als von den fetten Hechten nurmehr Schwänze und Gräte übrig waren. Ja, ja, der Grosse frisst den Kleinen und den Grossen frisst der Grösste, wer aber sind die Grossen und wer ist der Grösste in einem geordneten Kleinstaat, und wäre dieser auch nur eine Aebtestadt? —

Als dann die Herren gesättigt waren, da gedachten sie in stadtväterlicher Liebe auch der braven Knechte, die die halbe Nacht gearbeitet und so wenig gefangen hatten! Die grosse Mühe dieser Getreuen war doch einer Anerkennung wert! Und so riefen sie denn die Knechte zu einem Nachtrunke herbei. Denen gefiel das gar wohl und als Nachfahren der durstigen «Böcke» taten sie den bauchigen Kannen voll schäumenden Wilbergers alle Ehre an. Da lösten sich ihnen dann Herz und Zunge und beim ersten Hahnen-

schon an, da er noch der blosse Graf von Habsburg war. Dieser Wesenszug trat unter anderm zutage beim Aussterben des stammverwandten Hauses Kyburg im Jahre 1264. Hier war der Habsburger Erbe, und er säumte nicht, das Ererbte zu Handen zu nehmen. Darüber hinaus beanspruchte er aber auch jene Güter, die die Kyburger nur als Mannslehen innegehabt hatten, und die nach ihrem Aussterben wieder an den Landesherrn, den Abt von St. Gallen, zurückfallen sollten. So bestimmte es nicht nur das geltende Recht, sondern überdies der ausdrückliche Wille des Erblassers, Graf Hartmann von Kyburg. Zudem hatte Rudolf selber schon zuvor durch eine Urkunde bekannt, dass er auf diese Mannslehen kein Erbanrecht habe. Da er nun dessenungeachtet seine Hand darauflegte, musste ihm der Abt von St. Gallen entgegenreten. Und Abt Berchtold von Falkenstein — seine Stammburg stand im badischen Schwarzwald, in der zum Kloster St. Gallen gehörenden Pfarrei Kirchzarten — den die harte Zeit des Faustrechtes zu einem wahren Soldatenabte geschaffen hatte, bereit, jeden gewalttätigen Angriff auf die Rechtsame seines Stiftes mit gewaffneter Hand abzuwehren, war gerade der rechte Mann, dem Habsburger die Stirne zu bieten, der ihm ohnehin durch seinen erbten Länderbesitz (Landgrafschaft Thurgau) auch ein bedrohlicher Nachbar geworden war. So rüstete denn Berchtold seine nicht unbedeutenden Streitkräfte und versammelte die getreuen Ritter in seinem festen Hause, dem «Hofe» zu Wil. (Es war dies freilich nicht ganz das Gebäude von heute, das erst zweihundert Jahre später erbaut

wurde, wohl aber stand der alte «Hof» auf gleicher Stätte.)

Wie nun da Abt Berchtold eines Abends mit diesen seinen Vasallen und Lehensmännern zur Mahlzeit zusammen sass und wohl eben mit ihnen die Erfordernisse und Aussichten des bevorstehenden Zuges besprach, da trat die Torwache in den Saal mit der Botschaft und Frage: «Herr, der von Habsburg stät für dem Tor, sol er ingelazzen sin?» Nicht gering mag des Abtes Erstaunen gewesen sein, dass so sein Gegner Rudolf sich wehrlos in seine Gewalt begab, aber nicht geringer auch seine Freude über das mannhafte Vertrauen, das er in dem entgegenkommenden Schritte des Gegners erkennen musste. Zu diesem Schritte aber hatte Rudolf, dessen Kriegsvolk bereits zu Elgg lagerte, guten Grund, denn noch lagen ihm zwei andere Fehden auf dem Nacken, so dass er es für das klügste hielt, mit seinem stärksten Gegner, eben dem Abt von St. Gallen, einen Vergleich zu suchen. Und er fand das erwartete Entgegenkommen. Denn freundlich empfing ihn Abt Berchtold, und als Rudolf, nach dem Berichte des Chronisten Christian Kuchmeister, sich also vernehmen liess: «Herr, wir hattent ain Stoss, darumb bin ich harkomen. Was Ir durs Recht han sont, daz ich Uech gern lazzen wil», da war die Einigung bald hergestellt, denn nichts anderes als sein Recht begehrte ja der Abt. (Die angeführten Worte stehen in lapidarem Dreizeiler als Legende im Grunde des Gemäldes.) Und weiter gelobte Rudolf an, ein getreuer Vasall der Abtei St. Gallen zu sein und ihr nie etwas zu entfremden. Dafür versprach Berchtold, ihm soviel Lehen zu

erteilen, bis der jährliche Ertrag derselben nach d. Bescheid des aufgestellten Schiedsmannes Walther von Klingen, zehn Mark Silber ausmachen würde. — Nicht gering war Graf Rudolfs Vorteil aus dieser Aussöhnung, denn nicht nur sah er sich dadurch eines starken Gegners enthoben, sondern hatte sich diesen zugleich zum Freunde gewonnen, der ihm in der Folge seinen kriegerischen Beistand lieh in seinem Zuge gegen den einen seiner übrigen Feinde, den Grafen von Montfort. —

Eben den Moment, da die beiden Gegner, Graf Rudolf und Abt Berchtold, im Saale sich gegenübertraten, hat der Künstler zum Vorwurf seiner Darstellung genommen, diese selber aber ganz auf die Gestalten der beiden Handelnden beschränkt. Um jede Ablenkung von diesen fernzuhalten, verzichtet er auf schmückendes Beiwerk und ornamentale Rahmung. Das Wappen zu Häupten des Falkensteiners (ein schwingender Falke im goldenen Felde; sein wirkliches Stammwappen war aber ein auf einem Vierberge stehender Widder) ist ausserhalb der Personen das einzige Dekorative. Die Darstellung der beiden Persönlichkeiten, im Massverhältniss von zwei- bis dreifacher Manneshöhe, vermittelt den Eindruck freier und originaler Konzeption, weitab von allem Schablonenhaften und Dekorationsmässigen.

Durch die Wucht der äussern Erscheinung fesselt vor allem die Gestalt des Abtes, mit faltiger Cappa über dem schwarzen Ordenshabit, reichsfürstlichem Hermelin und goldleuchtendem Brustkreuze. Es war ein glücklicher Gedanke, den Abt nur als fürstlichen Prälaten wiederzugeben und von

der Beigabe aller kriegerischen Embleme abzusehen, zu denen doch der Moment Anlass und Berechtigung genug geboten hätte. Umso augenfälliger wird dadurch der Kontrast zum rein kriegerischen Gegenpart. So ist es aber auch nicht der demütige und unterwürfige Mönch, der aus dem Bilde hervortritt, als vielmehr der machtbewusste Fürst im Ordensgewande. Dementsprechend ist seine Haltung; nicht in Bewegung, sondern in sicherer Ruhe. Wohl hat er den hochwandigen Prälatensitz verlassen, aber an dessen Stufe lässt er, im Gefühle der Rechtsüberlegenheit, den Widerpart, der als heischender Gast kommt, ruhig an sich herantreten, erfasst dann aber auch, als dieser seinen Friedensvorschlag vorgebracht, mit starkem Drucke die dargestreckte Friedenshand. Es ist ein mächtiges, kraftvolles Antlitz, das da dem Auge Graf Rudolfs begegnet, in seinen entschlossenen Zügen ganz geschaffen für die eiserne Zeit. Denn schon als erste Kraftprobe nach seiner Wahl anno 1244 war dem Abte ja der Kampf mit den Toggenburger Grafen aufgezwungen worden, die sich auf verräterische Weise wieder in den Besitz Wils gesetzt hatten. So ist denn Abt Berchtold es gewesen, der eben durch die siegreiche Beendigung dieser Fehde wider die von Toggenburg Wilendgültig an die Abtei geknüpft hat.

Eine prächtige Fürstengestalt im Kriegergewande sodann zeigt uns das Bild im Grafen Rudolf, die ganze Gestalt im Ringelpanzer, weissrotem Waffenrock, und wehender Speerstandarte, auf der, wie auch auf dem Schild zur Seite, der rote Habsburgerlöwe schreitet. Ein ächtes Habsburger Ant-

Der Kienberger-Ofen im Ortsmuseum.



litz mit stark gebogener Nase, wie es sich durch die Jahrhunderte bis auf Kaiser Karl VI., den letzten Herrscher im Mannesstamme, erhalten hat. So muss der Mann geschaut haben, der, sechs Jahre hernach deutscher König geworden, das Reich nach aussen und innen kräftigen und seine eigene Dy-

nastie mächtig sehen wollte. Gerade die erlangte Hausmacht bildete dann die Grundlage für sein Wirken zugunsten der Wiederherstellung des kaiserlichen Ansehens und des Landfriedens, den er in unentwegtem Kampfe gegen das landschädliche Raubrittertum zu neuer Geltung brachte. So ist denn durch seine Person die kleine Aebtestadt in Berührung gekommen mit einem kraftvollsten Herrscher auf deutschem Kaiserthron. Die Frage mag offen bleiben, ob nicht vielleicht gerade der geschilderte Friedensschluss im Hof zu Wil, der dem Grafen Rudolf die Ueberwindung seiner damaligen Gegner ermöglichte und sein Ansehen überaus hob, ihm den Schritt zum Kaiserthron gebahnt. Wenn ja, dann müssten wir in dieser Begegnung im «Hof» gar ein weltgeschichtliches Geschehnis erkennen.

Ob wohl jener andere Habsburger (-Lothringer), Kaiser Franz II., der ein halbes Jahrtausend später nach der Niederwerfung Napoleons auf der Heimkehr nach Wien im Gasthaus zur «Krone» in Wil Quartier nahm, vom aufwartenden Rate an jene fernabliegende Handlung seines grossen Ahnherrn erinnert worden ist? Vielleicht hat er darum mit seinem Diamantringe in die Fensterscheibe der Gaststube seinen kaiserlichen Namen eingeritzt, der dann noch bis in die 1870er Jahre zu sehen war. —

So ist denn Wils «Goldener Boden» durch dies Wandgemälde um eine Sehenswürdigkeit reicher geworden, an der keiner achtlos vorübergehen wird, sowohl um des dargestellten Gegenstandes willen, als nicht minder seiner meisterhaften Ausführung wegen. Die Aebtestadt wird so täglich und

stündlich erinnert an ihre einstigen geistlichen «Hausherren», unter deren Krummstab sie viel grössere Rechte und stärkere Bewegungsfreiheit besass als die meisten umliegenden schweizerischen und ausserschweizerischen Landesteile. Das eindrucksmächtige Bild ist wohl auch ein würdiges Firmenschild für das Ortsmuseum und die Aebte-
stube, die beide in den Mauern des «Hofes» sorglich zusammenhalten, was sich an gegenständlichen Zeugen aus Wils geschichtlicher Vergangenheit noch erhalten hat.

Vergessen sei aber vor allem nicht der moralische Gehalt der Darstellung. Mit eindringlicher Kraft hält sie dem lebenden Geschlechte den alten Rechtsgrundsatz entgegen: Suum cuique, jedem das Seine. Einen Versöhnungs- und Friedenspakt bringt sie zum Ausdruck. Wer hätte diese Mahnung nötiger als unsere friedlose und eigensüchtige Welt und Zeit? Möge wenigstens die Welt im kleinen, die da über den «Goldenen Boden» Wils wandelt, Mann und Frau und Kind, sich dieser Bedeutung des Bildes im täglichen Leben recht bewusst werden, dann erfüllt das Bildwerk auch eine nicht geringe sittlich-kulturelle Aufgabe.

